

■ Drucksachen

Lenin setzte sich 1916 mit der These Rosa Luxemburgs auseinander, im Imperialismus könne es keine nationalen Kriege geben

■ Schwarzer Kanal

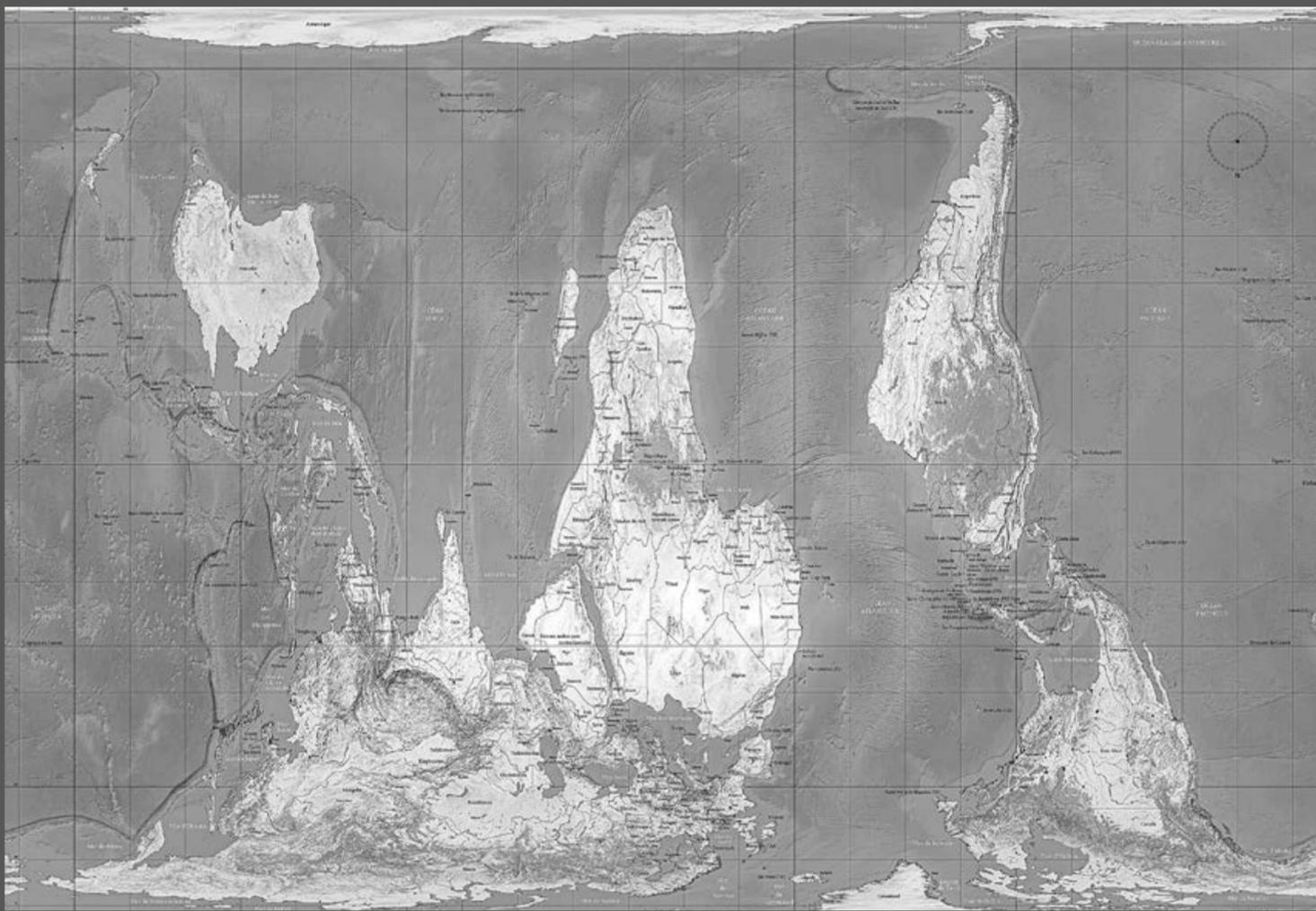
Profitabler Krieg: Konzerne reichen steigende Preise weiter. *Tagesspiegel* mobilisiert gegen den »pädohiphen Killer« Putin

■ XYZ

»Wir haben mit unversehrten Herzen überlebt.« Leonard Peltier über seine Zeit im Umerziehungsinternat für indigene Kinder

■ Coole Wampe

Schlechtes Essen führte 1905 zur Meuterei russischer Matrosen. Wer keinen Aufstand will, sollte es mit Odessa-Salat versuchen



Alles eine Frage der Perspektive: Die von der »Fondation Lilian Thuram« herausgegebene Weltkarte bildet das reale Größenverhältnis der Landmassen ab und stellt die traditionelle Nord-Süd-Ausrichtung auf den Kopf

FONDATION LILIAN THURAM

»Ich frage Sie: Seit wann sind Sie weiß?«

Über die Funktion von Rassismus, globalen Machtverhältnissen und die Rolle des Fußballs. **Ein Gespräch mit Lilian Thuram**

Interview: Raphaël Schmeller

Sie sind am 1. Januar 1972 in Pointe-à-Pitre in Guadeloupe geboren. Als Sie mit neun Jahren Ihre Heimat für die France métropolitaine verließen, wurden Sie in gewisser Weise ein zweites Mal geboren: Sie sagen, dass Sie in diesem Moment schwarz wurden. Wie meinen Sie das?

Ganz einfach: Wir Kinder in Guadeloupe haben nicht über unsere Hautfarbe nachgedacht. Als ich dann mit neun Jahren in meiner neuen Schulklasse in Paris ankam, wurde ich gleich als »Drecksschwarzer« (französisch: sale noir, jW) beleidigt. Auf einmal wurde ich als Schwarzer gesehen. Ich verstand nicht wirklich, was da passierte, aber es verletzte mich. Durch das Wort »Dreck« war mir klar, dass das als Beleidigung gemeint war. Als ich



Lilian Thuram,

geboren 1972 in Guadeloupe, ist ehemaliger Profifußballer und zählt zu den besten Spielern seiner Generation. Er ist französischer Rekordnationalspieler, Weltmeister von 1998 und Europameister von 2000. 2008 beendete er seine Karriere und gründete die Stiftung »Fondation Lilian Thuram – Éducation contre le racisme«. Im März erschien sein Buch »Das weiße Denken« im Nautilus-Verlag.

heimkam, fragte ich meine Mutter, warum die Kinder mich so genannt hatten. Sie gab mir eine sehr schlechte Antwort: »So ist es, die Leute sind rassistisch, das wird sich nicht ändern.« Die Wahrheit aber ist, dass man schwarz wird und nicht als solcher geboren wird. Das Schwarzsein ist eine Identität, die historisch konstruiert wurde. Sie, zum Beispiel, wie alt sind Sie? **28 Jahre.**

Seit wann sind Sie weiß?

Diese Frage habe ich mir noch nicht gestellt.

Genauso ist es. Sehen Sie, was ich meine? Man würde Sie als Weißen bezeichnen, aber auch das ist eine Konstruktion. Sie sind ja nicht weiß wie mein Hemd. Und doch sagt man, dass Sie weiß sind. Spannend ist zu analysieren, wann und warum die Idee davon, dass es Schwarze, Weiße, Gelbe oder Rote gibt, konstruiert wurde.

Haben Sie eine Antwort darauf?

Diese Identitäten sind im Zuge des Sklavenhandels und der Konstruktion

vermeintlicher Rassen aufgetaucht. Die Rassifizierung der Welt diene dazu, eine Hierarchie zu etablieren, in der die sogenannte weiße Rasse die dominierende ist. So wurde die Ausbeutung anderer Menschen legitimiert.

Welche Bedeutung spielte die Rassifizierung der Welt für den Kolonialismus?

Ohne dieses System hätte es den Kolonialismus nicht in dieser Form geben können. Schaut man sich an, was zu dieser Zeit passierte, so stellt man fest, dass die Menschen, die damals in Amerika ausgebeutet wurden, sich zusammenschlossen – egal, ob sie Weiße aus Europa oder Schwarze aus Afrika waren. Wenn es zu Revolten gegen die Kolonisten kam, waren die Ausbeuteten im selben Lager – die Hautfarbe spielte keine Rolle. Die Ausbeuter wiederum wollten diese Solidarität brechen. Rassistische Regeln wurden erfunden,

■ Fortsetzung auf Seite zwei

■ Fortsetzung von Seite eins

die beispielsweise Beziehungen zwischen Europäern und Afrikanern verboten. Man machte den Weißen damit klar, dass sie sich wie Weiße benehmen sollten. Ansonsten drohten ihnen Probleme.

Erfüllt der Rassismus diese Funktion, das Brechen von Solidarität, auch heute noch?

Selbstverständlich. Das erste, was man tun muss, um Solidarität zu brechen, ist, den Leuten zu sagen, sie erhielten dadurch einen individuellen materiellen Vorteil. Auch andere Machtstrukturen wie das

Worum geht es Ihrer Meinung nach tatsächlich, wenn Mauern um Europa gebaut werden?

Es geht darum, die ökonomische Dominanz der westlichen Welt, die auf Ausbeutung der Ressourcen der nichtwestlichen Welt beruht, abzusichern. Dass man in Europa denkt, Rohstoffe aus dem globalen Süden stünden einem einfach so zur Verfügung, ist das, was ich als das »weiße Denken« beschreibe.

Das weiße Denken ist also eine Ideologie, die vor allem dazu da ist, materielle Interessen zu schützen?

So ist es. Und wie bereits erwähnt: Am

Das klingt wie eine kleine, lustige Geschichte. Aber dadurch lässt sich zeigen, wie eine bestimmte Sicht auf die Welt in den Köpfen Generation um Generation verankert wird. Dass den Kindern heute noch in der Schule erzählt wird, dass Kolumbus Amerika entdeckt hat, ist symptomatisch für das Problem, das wir haben.

Insbesondere von Rechten wird Ihnen vorgeworfen, rassistische Konstruktionen, die Sie selbst kritisieren, zu reproduzieren. Diese Leute werfen Ihnen Rassismus gegen Weiße vor. Was sagen Sie dazu?

Zunächst einmal: Ich prangere Rassismus an, weil ich an Gleichheit glaube und daran, dass eine andere Gesellschaft möglich ist. Heute blicken wir auf Menschen wie Martin Luther King oder Nelson Mandela und verehren sie. Doch zu ihrer Zeit hat man diese Leute ins Gefängnis gesteckt oder ermordet. Und warum hat man das getan? Weil sie den Rassismus angeprangert haben. Während Mandelas Prozess sagte der Staatsanwalt, Mandela sei Rassist, weil er ständig von Weißen und Schwarzen spreche. Sie sehen also, dass der Vorwurf gegen mich nichts Neues ist.

Jedes Mal in der Geschichte, wenn Menschen gegen Ungleichheit vorgehen, werden diese deswegen angefeindet. Das war auch in der Frauenbewegung so. Die Frauen, die Gleichheit forderten, wurden im Spätmittelalter als Hexen bezeichnet, verfolgt und getötet. Es wird immer Personen geben, die die Idee der Gleichberechtigung delegitimieren werden. Das ist insofern auch vollkommen verständlich, weil diese Leute häufig von den vorherrschenden Strukturen profitieren. Dass es heute noch Rassismus gibt, liegt auch daran, dass einige Menschen davon profitieren.

Sie haben bereits vom System des Kolonialismus gesprochen. Würden Sie die heutige Politik westlicher Staaten wie Frankreich als kolonialistisch bzw. neokolonialistisch bezeichnen?

In der Geschichte der ökonomischen Machtverhältnisse zwischen den Kontinenten gibt es einen sehr wichtigen Moment: die Berliner Konferenz von 1884/1885. Damals setzten sich die Kolonialmächte an einen Tisch und teilten den afrikanischen Kontinent unter sich auf. Frankreichs damaliger Regierungschef Jules Ferry erklärte, dass man Afrika wegen der Absatzmöglichkeiten und wegen der Rohstoffe kolonisieren müsse. Er rechtfertigte das damit, dass die höheren Rassen ein Recht gegenüber den niederen Rassen hätten. Heute wird das natürlich nicht mehr so offen gesagt. Aber die Machtverhältnisse bestehen weiterhin. Einige wenige Länder bestimmen die Spielregeln.

Welche Länder sind das?

Das sind die, die vermeintlich über die Sicherheit der Welt entscheiden. Die Länder, die das tun, sind etwa diejenigen, die die meisten Waffen produzieren und verkaufen. Worauf ich mit meiner Aussage hinaus will: Rassismus sollte man nicht auf einer individuellen Ebene, sondern auf der Ebene globaler Machtverhältnisse, das heißt als Weltwirtschaftssystem analysieren. Dann versteht man, warum es geht.

Kommen wir zum Fußball. Fast alle Akteure im Fußball plädieren dafür, Sport und Politik strikt voneinander zu trennen. Sie sehen das vermutlich anders.

Natürlich. Wenn etwas politisch ist, dann ist es der Fußball. Wer behauptet, man könne Fußball und Politik trennen, der lügt. Und überhaupt: Wir leben in einer Gesellschaft, in der alles politisch ist. Auch das Interview, das wir gerade führen, ist politisch. Und wenn die FIFA zu einem Vorkommnis schweigt, dann ist auch das politisch.

Warum wollen die Funktionäre nicht, dass der Fußball politisiert wird?

Die Funktionäre wollen nicht, dass der Fußball unpolitisch wird. Sie wollen nur

verhindern, dass sich eine andere Vorstellung von Politik in der Welt des Fußballs durchsetzt als die ihrige.

FIFA und Co. scheinen Antirassismus nicht wirklich ernst zu nehmen. Welche Erfahrungen haben Sie während Ihrer Fußballkarriere mit Rassismus gemacht?

Meine Rassismuserfahrungen im Fußball haben nicht erst begonnen, als ich selbst mit dem Fußballspielen angefangen habe. Als ich als Kind im Fernsehen Fußball schaute, sah ich oft rassistische Aktionen von Fans. Das hat mich verletzt, weil ich das sah und nicht verstand, warum man nichts dagegen unternahm. Als Fußballer habe ich während meiner Karriere viel Rassismus in den Stadien erlebt. Heute habe ich zwei Söhne, die beide Fußball spielen (Khéphren Thuram, OGC Nizza, und Marcus Thuram, Borussia Mönchengladbach, jW), und es gibt immer noch dieselben rassistischen Vorkommnisse in den Stadien. Daran wird deutlich, dass die Entscheider kein Interesse daran haben, Rassismus ernsthaft zu bekämpfen.

Was sagt das über den Fußball beziehungsweise über die Gesellschaft insgesamt aus?

Wenn man analysiert, wie alltäglich Rassismus im Fußball ist, zeigt sich, wie sehr Negrophobie, also der Hass auf Schwarze, von der Gesellschaft akzeptiert wird. Der Fußball ist nur ein Spiegelbild der Gesellschaft. Meine Mitspieler und die Vereinschefs haben mir immer gesagt, es sei keine große Sache, wenn es zu einem rassistischen Vorfall während eines Spiels kam. Es hieß dann, ich solle mich doch beruhigen. Man stelle sich die Situation vor: Ein Spieler wird während eines Spiels Opfer von Rassismus, und dann kommen andere Spieler und Trainer zu ihm und erklären ihm, das sei alles nicht so schlimm. Hier hat sich in den vergangenen Jahrzehnten fast nichts verbessert. Als ich ein Kind war, gab es das schon im Fußball. Heute bin ich 50 Jahre alt, und die Probleme bestehen weiterhin.

Wie bewerten Sie die Rolle der aktiven Fußballspieler?

Wenn man Spielern heute vorschlägt, sich an der Verurteilung von Gewalt und Hass gegen Schwarze zu beteiligen, indem man vor dem Spiel einen Kniefall macht, lehnen das immer noch viele ab. Es gibt auch ganze Vereine und Verbände, die sich weigern, an diesen Aktionen teilzunehmen. Für mich sendet das die klare Botschaft, dass man Gewalt gegen Schwarze als akzeptabel empfindet.

Es wird auch darüber diskutiert, ob Spieler nach einem rassistischen Vorfall das Spielfeld verlassen sollten. Was ist Ihre Meinung dazu?

Ich möchte Ihnen eine Gegenfrage stellen. Wenn es zu Gewalt auf den Tribünen kommt, glauben Sie, dass das Spiel weitergehen wird?

Nein, wahrscheinlich nicht.

Sehen Sie. Ich denke, die Antwort liegt schon lange auf dem Tisch. Jedes Mal, wenn es auf den Tribünen zu Gewalt kommt, werden Spiele unterbrochen und zum Teil auch nicht wieder angepfiffen. Die Frage ist also: Warum wird ein Spiel fortgesetzt, wenn es zu Gewalt gegen schwarze Spieler kommt? Kommt Ihnen das nicht komisch vor?

Seit Jahrhunderten akzeptieren Weiße die Gewalt gegen Schwarze als etwas Normales. So wird Polizeigewalt gegen einen Schwarzen fast nie hinterfragt, denn wenn die Polizisten so vorgegangen sind, bedeutet das für viele, dass der Schwarze etwas getan haben muss. Dieses Denken findet sich auch in den Regierungen wieder. Historisch gesehen haben weiße Menschen kein Mitgefühl für schwarze Menschen. Ich meine nicht auf der individuellen Ebene, sondern auf der strukturellen. Das muss sich ändern. Denn um zu verstehen, was Rassismus bedeutet, braucht es ein Mindestmaß an Empathie.

Polizeigewalt gegen einen Schwarzen wird fast nie hinterfragt, denn wenn die Polizisten so vorgegangen sind, bedeutet das für viele, dass der Schwarze etwas getan haben muss.

Patriarchat werden durch das Versprechen eines individuellen Vorteils am Leben erhalten.

Welche Rolle spielt Ideologie bei der Aufrechterhaltung von Rassismus?

Ideologie ist auch sehr wichtig. Der extrem rechte Diskurs, wonach es ein »Sie« und ein »Wir« gibt, ist zum Beispiel weit verbreitet. Viele denken, es sei natürlich, dass manche Menschen mehr wert seien als andere. Früher war die weiße Vorrherrschaft sogar in den Gesetzen niedergeschrieben. Heute ist das nicht mehr so: Nun haben diese Kategorien Eingang in die Mentalitäten, in das kollektive Unterbewusstsein gefunden. Extrem rechte Parteien spielen damit. Es sind aber keineswegs nur sie, die den rassistischen Diskurs nähren, sondern auch die Regierungen in Europa, die Mauern um den Kontinent errichten lassen. Die Botschaft ist hier dieselbe wie die der extremen Rechten. Wenn man eine Mauer baut, sagt man damit doch: »Wir müssen uns vor den anderen schützen, sie sind nicht wie wir, und wir dürfen sie nicht akzeptieren, weil sie eine Gefahr für unsere Zivilisation darstellen.«

Anfang der Rassifizierung und des Kolonialismus stand eine Minderheit. Es waren nicht deutsche oder französische Bauern, die das rassistische System eingeführt haben oder andere Völker kolonisieren wollten. Es waren Geschäftemacher und Politiker, die das taten, um sich Reichtum anzueignen. Erst nach und nach wurde die gesamte Bevölkerung dazu konditioniert, die Menschen in rassistische Kategorien einzuteilen. So entstand das weiße Denken.

Mit Ihrer Stiftung und Ihren Büchern wollen Sie einen Perspektivwechsel schaffen und Rassismus dekonstruieren. Am Anfang Ihres Buches »Das weiße Denken« zeigen Sie eine alternative Weltkarte. Was wollen Sie damit zeigen?

Auf den traditionellen Karten, die wir kennen, wurde Europa in der Mitte positioniert. Der amerikanische Kontinent wird vergrößert, der afrikanische verkleinert. Afrika wird sogar so stark verkleinert, dass man den Eindruck hat, Russland wäre größer als der Kontinent. Mit dieser Karte will ich daran erinnern, dass man die Erde zunächst einmal aus jeder beliebigen Richtung betrachten kann, da der Planet rund ist. Man kann also die Perspektive wechseln, und wenn man das tut, sieht man die Dinge plötzlich anders. Auf der alternativen Weltkarte sieht man die wahren Proportionen der Kontinente.

Die Frage, die mit dieser Karte aufgeworfen wird, lautet, ob wir das, was wir betrachten, hinterfragen können. Konkreter: Können wir die Erzählungen hinterfragen, die uns dazu bringen, in eine bestimmte Richtung zu denken? Für viele wirkt diese Karte destabilisierend – das zeigt, dass es eine Frage der Konditionierung ist, in was für Kategorien wir denken.

Wie wir lernen zu denken, darüber entscheidet unsere Erziehung. Welche Rolle spielt das Schulsystem dabei?

Erst vor kurzem war ich in einer Schule in Nantes und habe mit den Kindern dort ein Experiment durchgeführt. Ich fragte sie, ob sie Christoph Kolumbus kannten. »Natürlich«, lautete die Antwort. Das sei der, der Amerika entdeckt habe. Ich bat sie, die Augen zu schließen und sich vorzustellen, wie Kolumbus mit seinem Schiff damals in Amerika ankam. Dann fragte ich die Kinder, ob Menschen am Strand seien in dem Moment, als Kolumbus anlegte. »Ja.« – »Und glaubt ihr, diese Menschen sagen, dass Kolumbus Amerika entdeckt hat?« fragte ich sie. Sie antworteten mir: »Nein.« – »Warum nicht?« – »Weil sie schon da waren.« Dann fragte ich, ob sie die Geschichte schon einmal aus der Sicht der Leute am Strand erzählt bekommen haben. Die Antwort war »Nein«.

Die Verlag 8. Mai GmbH sucht ab August/September 2022 einen

**Kulturredakteur (w/m/d)
Melodie & Rhythmus**
Teil- oder Vollzeit in Festanstellung

Aufgaben sind die Mitarbeit bei Konzeptionierung und redaktioneller Umsetzung der vierteljährlich erscheinenden Kulturzeitschrift *Melodie & Rhythmus* (Schwerpunkte: redaktionelle Bearbeitung von Artikeln, Autorenakquise und -betreuung).

Erwartet werden:

- Erfahrung beim Verfassen bzw. Bearbeiten redaktioneller Beiträge
- Beherrschung der wesentlichen journalistischen Formen
- Professionalität beim Lektorat und Korrektorat von Texten
- Sicherheit bei der Recherche
- gute bis sehr gute Englischkenntnisse
- Kenntnisse im Content Management

Erwünscht sind:

- Solides Allgemeinwissen in den Bereichen Musik, politischer Film, politische Literatur und politisches Theater sowie bei aktuellen Entwicklungen und Trends auf dem Kunst- und Kulturmarkt
- besondere Kompetenzen auf mindestens einem Spezialgebiet
- politische und historische Bildung sowie Kenntnis aktueller linker Diskurse
- Zuverlässigkeit, präziser Arbeitsstil, Organisationstalent, Teamfähigkeit und Flexibilität

Bitte schicken Sie vollständige Bewerbungsunterlagen

(Lebenslauf, Zeugnisse etc.) an:

bj@jungewelt.de oder
Verlag 8. Mai GmbH, Bewerbung M&R-Redaktion,
z. Hd. Brigitte Jelkmann, Torstr. 6, 10119 Berlin

Beachten Sie auch weitere Stellenausschreibungen auf der entsprechenden Übersichtsseite jungewelt.de/jobs.

Klassiker ■ Lenin

Nationale Kriege und Imperialismus

1916 setzte sich Lenin mit der These Rosa Luxemburgs in ihrer »Junius«-Broschüre auseinander, im Imperialismus könne es keine nationalen Kriege geben (Teil III und Schluss)

Nationale Kriege der Kolonien und Halbkolonien sind in der Epoche des Imperialismus nicht nur wahrscheinlich, sondern unvermeidlich. In den Kolonien und Halbkolonien (China, Türkei, Persien) leben annähernd 1.000 Millionen Menschen, d. h. über die Hälfte der gesamten Bevölkerung der Erde. Nationale Befreiungsbewegungen sind hier entweder schon sehr stark, oder sie wachsen und reifen heran. Jeder Krieg ist eine Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln. Die Fortsetzung der Politik der nationalen Befreiung in den Kolonien werden zwangsläufig nationale Kriege der Kolonien gegen den Imperialismus sein. Solche Kriege können zu einem imperialistischen Krieg der jetzigen imperialistischen »Groß«mächte führen, können aber auch nicht dazu führen – das hängt von vielen Umständen ab.

Ein Beispiel: England und Frankreich haben im Siebenjährigen Krieg (1756–1763, jW) um Kolonien gekämpft, d. h. einen imperialistischen Krieg geführt (der ebenso auf der Basis der Sklaverei und der Basis des primitiven Kapitalismus wie auf der gegenwärtigen Basis des hochentwickelten Kapitalismus möglich ist). (...) Französische Truppen schlagen zusammen mit den amerikanischen die Engländer. Wir haben es hier mit einem nationalen Befreiungskrieg zu tun, in dem die imperialistische Rivalität ein hinzugekommenes Element ohne ernste Bedeutung ist – im Gegensatz zu dem, was wir im Kriege 1914–1916 sehen (das nationale Element im Österreichisch-Serbischen Krieg hat keine ernste Bedeutung im Vergleich mit der alles bestimmenden imperialistischen Rivalität). Daraus ist ersichtlich, wie sinnvoll es wäre, den Begriff Imperialismus schablonenhaft anzuwenden und aus ihm die »Unmöglichkeit« nationaler Kriege zu folgern. (...)

Drittens darf man selbst in Europa nationale Kriege in der Epoche des Imperialismus nicht für unmöglich halten. Die »Ära des Imperialismus« hat den jetzigen Krieg zu einem imperialistischen gemacht,



Gelebte Theorie: Nationaler Befreiungskrieg der chinesischen Roten Armee

sie wird unweigerlich (solange nicht der Sozialismus kommt) neue imperialistische Kriege erzeugen, sie hat die Politik der jetzigen Großmächte zu einer durch und durch imperialistischen gemacht, aber diese »Ära« schließt keineswegs nationale Kriege aus, z. B. von Seiten der kleinen (nehmen wir an, annektierten oder national unterdrückten) Staaten gegen die imperialistischen Mächte, wie sie auch im Osten Europas nationale Bewegungen in großem Maßstab nicht ausschließt. (...) Die Einmischung der imperialistischen Mächte ist in der Praxis nicht unter allen Umständen durchführbar, das einerseits. Wenn man andererseits aber so »ins Blaue hinein« urteilt, der Krieg eines kleinen Staates gegen einen Giganten sei aussichtslos, so ist darauf zu sagen, dass ein aussichtsloser Krieg auch ein Krieg ist; überdies können gewisse Erscheinungen im Innern der »Giganten«, z. B. der Ausbruch einer Revolution, einen »aussichtslosen« Krieg sehr »aussichtsreich« machen.

Wir sind nicht nur deshalb so ausführlich auf die Unrichtigkeit der Behauptung, dass es »keine nationalen Kriege mehr geben kann«, eingegangen, weil sie offensichtlich theoretisch falsch ist. Es wäre natürlich sehr traurig, wenn die »Linken« in einer Zeit, in der die Gründung der III. Internationale nur auf dem Boden des nicht vulgarisierten Marxismus möglich ist, der Theorie des Marxismus gegenüber einen Mangel an Sorgfalt bekunden würden. Aber auch in praktisch-politischer Hinsicht ist dieser Fehler sehr schädlich, denn daraus wird die unsinnige Propaganda für die »Entwaffnung« abgeleitet, da es angeblich keine anderen Kriege mehr geben könne als reaktionäre; daraus wird die noch unsinnigere und direkt reaktionäre Gleichgültigkeit den nationalen Bewegungen gegenüber abgeleitet. Eine solche Gleichgültigkeit wird zum Chauvinismus, wenn Angehörige der europäischen »großen« Nationen, d. h. der Nationen, die eine Masse kleiner und kolonialer

Völker unterdrücken, mit hochgelahrter Miene erklären: »Nationale Kriege kann es nicht mehr geben!« Nationale Kriege gegen imperialistische Mächte sind nicht nur möglich und wahrscheinlich, sie sind unvermeidlich, sie sind fortschrittlich und revolutionär, obgleich natürlich zu ihrem Erfolg entweder die Vereinigung der Anstrengungen einer ungeheuren Zahl von Bewohnern unterdrückter Länder (Hundert Millionen in dem von uns angeführten Beispiel Indiens und Chinas) erforderlich ist oder eine besonders günstige Konstellation der internationalen Lage (z. B. die Lähmung einer Einmischung imperialistischer Mächte infolge ihrer Schwächung, ihres Kriege, ihres Antagonismus und dergleichen mehr) oder der gleichzeitige Aufstand des Proletariats einer der Großmächte gegen die Bourgeoisie (dieser in unserer Aufzählung letzte Fall ist der erste vom Standpunkt des Wünschenswerten und für den Sieg des Proletariats Vorteilhaften).

Wladimir Iljitsch Lenin: Über die Junius-Broschüre. *Sbornik Sozialdemokrata* Nr. 1, Oktober 1916. Hier zitiert nach: Wladimir Iljitsch Lenin: *Werke* Band 22. Dietz-Verlag, Berlin 1974, Seiten 313–315

Teil I und II dieser Serie erschienen in den jW-*Wochenendbeilagen* vom 16./17. und vom 23./24. Juli.

Der Schwarze Kanal ■ Von Arnold Schölzel

Namen für Hitzewellen

Man höre jetzt oft, in der Welt müssten »alle den Gürtel enger schnallen«, schreibt *Tagespiegel*-Autor Malte Lehming am Freitag. Recht hat er, merkt allerdings nicht an, dass das »alle« etwa aus dem Mund von Robert Habeck lustig klingt. Ein Blick auf die Konzernbilanzen für das erste Halbjahr hätte ausgereicht: Selbst Deutsche Bank und die Bahn melden Gewinne, von VW oder den Energie- und Lebensmittelkonzernen nicht zu reden. Kapitalismus? Geht bestens. Am Freitag titelte z. B. die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*: »Nestlé & Co. sahen ab. Die großen Lebensmittelhersteller geben die gestiegenen Kosten erfolgreich an die Kunden weiter. Dabei gibt der globale Branchenführer den Takt vor.« Nestlé schaffe es »immer besser, höhere Preise im Markt durchzusetzen«, und sei damit nicht allein. So habe Mondelez (Kraft, Milka, Toblerone) die Preise in Lateinamerika um mehr als ein Fünftel angehoben,

ähnliches gelte für Danone und Unilever. Bei den Kollegen im Energiesektor nimmt die Party kein Ende. Das *Managermagazin* verkündet am Donnerstag: »Big Oil schwimmt nur so im Geld. Shell, Total Energies, Repsol – Europas Energiekonzerne fahren dank der hohen Öl- und Gaspreise Milliarden Gewinne ein.« Bei soviel Sonnenschein ist alles übrige im Grunde egal. Solange die Konzernkassen klingen, kümmert kaum, was in Gazetten steht oder elektronisch verbreitet wird.

Nach dieser Maxime arbeitet offenbar auch der Linke-Kovorsitzende Martin Schirdewan. Er schlug jedenfalls am Donnerstag vor, Hitzewellen künftig nach Konzernen mit schlechter Klimabilanz zu benennen. Zu dem brennenden Thema sagte er gegenüber *AFP*: »Viel zu oft wird der Eindruck erweckt, als wäre Klimaschutz eine persönliche moralische Frage.« Der Fokus auf individuellem Konsum lenke von den entscheidenden industriepolitischen Fragen ab: »Ich halte

es daher für eine gute Idee, die nächsten Hitzewellen nach den Konzernen zu benennen, die die größten Klimaschäden verursachen.« Im Gegensatz zu Stürmen werden Hitzewellen bisher nicht offiziell benannt, also wäre eine entscheidende Frage endlich gelöst. Hauptsache, das stört nicht bei der Plusmacherei.

Ähnlich wie auf Schirdewan wirkten sich die heißen Tage und die Kapital-euphorie auch auf den *Tagespiegel* aus. Dessen Sonntagsausgabe veröffentlichte ein Interview mit dem britischen Journalisten John Sweeney, der herausgefunden hat, dass Putin jeden umbringen lässt, der ihn einen Pädophilen nennt. Denn der Moskowiter ist einer. Sweeney, dessen Buch »Der Killer im Kreml: Intrige, Mord, Krieg – Wladimir Putins skrupelloser Aufstieg und seine Vision vom groß-russischen Reich« am 21. Juli von Heyne verlegt wurde, wörtlich: »Putin hatte auf dem Weg zum Kreml einen etwa fünfjährigen Jungen entdeckt, dessen T-Shirt

hochgehoben und ihn auf den Bauch geküsst.« Am Freitag lebte Sweeney wider die eigene Vorhersage immer noch.

Aber nicht nur der *Tagespiegel* lebt mit journalistischem Trash ganz ungeniert, auch in der *FAZ* breitet sich Wurstigkeit aus. Die Volontärin Othmara Glas durfte am 21. Juli im Feuilleton die Äußerung des sächsischen Ministerpräsidenten, den Ukraine-Konflikt »einzufrieren«, als Vorlage zu einer Kalauerkolumne nehmen. Überschrift: »Warmduscher«. Die Moralapostel seien außer Rand und Band. Ihr finales Argument: »Der Vorschlag, aus einem heißen Krieg einen kalten machen zu wollen, ist absurd. So sieht das auch die deutsche Außenministerin.« Gegen die Autorität Annalena Baerbocks lässt sich wenig sagen, nur anmerken, dass noch aus jedem heißen Krieg der Menschheitsgeschichte ein mindestens kalter durch Politik wurde. Jetzt aber muss der Krieg weitergehen, solange Nestlé, Unilever, Shell etc. Kasse machen.

Martin Schirdewan schlug jedenfalls am Donnerstag vor, Hitzewellen künftig nach Konzernen mit schlechter Klimabilanz zu benennen. Also wäre eine entscheidende Frage endlich gelöst. Hauptsache, das stört nicht bei der Plusmacherei.

»Wir haben mit unversehrten Herzen überlebt«

Leonard Peltiers Erinnerungen an seine Kindheit im Umerziehungsinternat für indigene Kinder.

Von Leonard Peltier

Als der indigene Aktivist Leonard Peltier am 1. Juni 2022 im Newsblog *Native News Online* seine Erinnerungen über die qualvollen Jahre 1952 bis 1955 in einem der nordamerikanischen »Indianerinternate« veröffentlichte, war das Thema noch nicht in aller Munde. Seit Papst Franziskus sich auf seine »Büßertour« zu den First Nations nach Kanada begeben hat, reihen sich Peltiers Erfahrungen ein in den Kanon Hunderttausender indigener Kinder, die in den oft von der römisch-katholischen Geistlichkeit im Auftrag der Regierungen Kanadas und der USA betriebenen Einrichtungen geschunden, geschändet und ermordet wurden. »Kill the Indian. Save the Man« – »Töte den Indianer, rette den Menschen in ihm« lautete 1879 das rassistische Motto von US-General Richard Henry Pratt, dem Erfinder dieser Internate. Peltier beschreibt, wie er als Kind die Hölle der zwangsweisen kulturellen Umerziehung und Anpassung an die weiße Gesellschaft erlebte.

Mein Name ist Leonard Peltier, und ich bin 77 Jahre alt. Ich bin Mitglied des Stammes der Turtle Mountain Chippewa. Ich bin Anishanaabe und Dakota. Mit neun Jahren wurde ich zur Wahpeton Indian School, einem indianischen Internat in

Wahpeton, North Dakota, gebracht und verließ es erst mit zwölf Jahren. Dies ist meine Geschichte.

Als ich 1952 meinen Großvater verlor, veränderte sich mein Leben für immer. Er war ein guter und liebevoller Mann, der mein Mentor war und wusste, wie man von dem lebt, was uns Mutter Erde

gibt. Aber dann bekam er eine Lungenentzündung und überlebte sie nicht. Ich werde nie vergessen, wie ich am Fußende seines Bettes stand und ihn sterben sah. Selbst jetzt, wenn ich nachts auf meiner Pritsche in einem Bundesgefängnis liege, kommt mir diese traurige Erinnerung wieder in den Sinn.

Etwa ein Jahr nach dem Tod meines Großvaters musste meine Großmutter zum Bureau of Indian Affairs (BIA) gehen und für sich selbst und mich sowie meine Schwester Betty Ann und meine Cousine Pauline um Hilfe bitten. Wie sich herausstellte, machte das für uns alles noch viel schlimmer. Von diesem Moment an mussten wir befürchten, dass die BIA-Agenten kommen und uns mitnehmen würden. Ich bin mit diesen Geschichten aufgewachsen. Ich war alt genug, um zu wissen, was passiert, wenn jemand von der Obrigkeit kommt und einen mitnimmt. Ich wusste, dass einige Kinder nie wieder nach Hause kamen.

Also hielten wir – meine Großmutter, meine Schwestern und ich – von der Spitze des Hügels aus Ausschau nach neuen Autos. Die Autos der Indianer waren alt und machten viel Krach, die hörten wir schon von weitem. Wir waren immer darauf vorbereitet, fortzulaufen und uns im Wald zu verstecken.

Eines Tages jedoch vergaß ich, wegzulaufen und mich zu verstecken, die Mädchen versteckten sich im Haus. Ein glänzendes Auto fuhr den Hügel hinauf und hielt vor unserem Haus. Ein Mann stieg aus einem 1952er Chevy Fleetline.

Ich werde dieses Behördenauto niemals vergessen.

Großmutter verstand nicht viel von dem, was der Mann sagte, und ein anderer Erwachsener war nicht dabei. Aber schließlich begriff sie, dass er gekommen war, um uns wegzubringen. Der Mann vom BIA sagte zu uns, er werde uns in ein Internat bringen, weil Großmutter sich nicht um uns kümmern konnte. Ich liebte meine Großmutter. Ich wusste, dass er Unrecht hatte.

Sie begann zu weinen und flehte ihn an, uns nicht mitzunehmen. Sie schrie, aber er sagte ihr, sie würde ins Gefängnis kommen, wenn sie sich zu widersetzen versuchte. Das war's dann. Ich sagte nichts. Ich war neun Jahre alt, und ich hatte Angst, dass der Mann von der

Behörde meine Großmutter mitnehmen und ins Gefängnis stecken würde, wenn ich versucht hätte, etwas zu sagen oder zu fliehen.

Also sah ich zu, wie Großmutter das bisschen Kleidung, das wir hatten, zusammenklaubte und zu einem kleinen Bündel verschnürte.

»Beschütze deine Schwestern. Lass nicht zu, dass ihnen irgend jemand etwas antut«, sagte Großmutter zu mir, bevor der Mann von der Behörde uns wegbrachte.

Ich gab ihr mein Wort. Aber ich brach fast in Tränen aus. An einem einzigen Tag hatte sich meine gesamte Welt verändert. Ich weiß, ich war damals nur ein kleines Kind, aber ich fühlte mich einfach so hilflos.

Vielleicht war jener Tag die erste Begegnung mit meinem Schicksal, das ich mir nicht ausgesucht hatte. Ich ahnte noch nicht, wie sehr mich diese Internatsjahre prägen würden. Zwar wurde ich von den Leuten in dieser Schule sehr schlecht behandelt, aber das machte mich stärker. Im Internat hatte ich keine Rechte, fand ich heraus. Ich denke, ich bin daher kaum überrascht, dass es mir heute, 77 Jahre alt und immer noch eingesperrt, nicht viel anders geht.

Der Mann von der Behörde fuhr uns zu einem Parkplatz an der Belcourt High School, wo eine lange Reihe von Schulbussen wartete. Familien verabschiedeten sich voneinander. Kinder und Eltern lagen sich weinend in den Armen.

Einige der traditionalistischen Indigenen sangen so, wie sie es tun, wenn jemand gestorben ist. Unheimliche Klänge für einen kleinen Jungen wie mich. Mir lief ein Schauer über den Rücken. Ich wäre fast durchgedreht.

Betty und Cousine Pauline weinten, und ich konnte nichts tun oder sagen, damit sie aufhören. Ich dachte: »Ich muss stark bleiben und bereit sein zu kämpfen, falls jemand versucht, ihnen was anzutun.« Sie hielten sich allerdings so sehr an mir fest, dass ich mich kaum noch bewegen konnte. Die Szenen, die sich abspielten, als wir in die Busse einsteigen mussten, kann ich nur als Horror beschreiben. Ich erinnere mich, dass ich völlig verängstigt war. Alle weinten, während wir immer wieder angeschrien wurden, endlich in die Busse einzusteigen. Die BIA-Beamten und die Indian Police schauten sich das an und bewachten uns. Sie sorgten dafür, dass niemand von uns abhauen und keiner der Indianer uns helfen konnte. Sie hatten keine Möglichkeit, plötzlich aufzutauchen und uns zurück nach Hause zu bringen.

Wir waren den ganzen Tag unterwegs. Betty und Pauline weinten die ganze Fahrt über. Sie baten nur ein einziges Mal um Wasser und darum, auf die Toilette gehen zu dürfen. Der Busfahrer sagte ihnen, sie sollten still sein und sich wieder hinsetzen. Ich sagte ihnen, ich müsse aufpassen, wohin wir fahren. Falls es uns gelang abzuhauen, müssten wir wissen, wie wir wieder nach Hause kämen. Nach Hause kommen – ich konnte an nichts anderes denken als daran. Ich merkte dann aber schon bald, dass wir zu oft abbogen, als dass ich mir den Weg hätte merken können.

Schließlich kamen wir an einen Rastplatz. Es durften immer nur ein paar von uns aussteigen. Alle mussten so dringend aufs Klo, dass Betty und Pauline es kaum aushielten.

Als wir endlich in Wahpeton ankamen, trennten sie uns, und wir mussten uns in militärischer Formation aufstellen, vom Kleinsten bis zum Größten.

Die Mädchen wurden in den Mädchenschlafsaal geschickt, ein zweistöckiges Gebäude, und wir Jungen in das andere Gebäude. Der Speisesaal lag in der Mitte, die Schule auf der anderen Straßenseite. Für Kinder aus dem Reservat sah das höllisch gruselig aus. Und es war die Hölle.



Demonstration für die Freilassung von Leonard Peltier (Washington, 15.06.1982)

G. VASILEVSKI/IMAGO IMAGES

Ich hörte Betty und Pauline weinen und schreien, dass ich sie nicht allein lassen solle. Ich war nahe daran zusammenzubrechen. Aber ich wusste, dass ich ihnen zeigen musste, dass ich stark und tapfer war. Ich habe nicht geweint. Hauptsächlich ihnen zuliebe.

Andere Kinder brachen tatsächlich zusammen. Es war der Beginn eines Alptraums, der mich auch mit 77 Jahren noch in manchen Nächten wach hält, weil ich Angst davor habe, dass alle Erinnerungen zurückkommen.

Die Oberinnen nutzten unsere Angst gegen uns aus. Sie schrien uns an: »Halte den Mund ... hört auf zu weinen ... das bringt gar nichts!«

Einige von uns waren wütend, aber wir hatten auch Angst. Unsere Wut mussten wir flüstern. Die Oberinnen führten uns in den Keller, wo sich die Dusch- und Waschräume und der Raum zum Haarschneiden befanden. Zuerst schoren sie uns die Haare. Dann brachten sie uns zu den Duschen und zogen uns alle Kleider aus. Das war respektlos und erniedrigend. Voller Scham marschierten wir in die Duschen. Sie hatten sie auf HEISS gestellt. Sehr HEISS.

Einige der Kinder schrien auf, als das Wasser sie verbrühte. Niemand von uns wusste, wie man die Temperatur einstellt. Die älteren Kinder zeigten es uns. Einige Kinder wollten danach nie wieder in die Duschen gehen – sie taten es nur noch unter Zwang.

Nach dem Duschen versprühten die Oberinnen überall DDT (ein in der Landwirtschaft verwendetes Insektizid). Das Gift gelangte sogar in unsere Augen und Mäuler. Sie sagten, es würde Läuse und andere Insekten abtöten, die Krankheiten übertragen.

Dann setzten sich die Oberinnen mit einem großen Glas Vaseline auf eine Bank. Wir mussten uns nackt in einer Reihe aufstellen, und sie schmierten Vaseline auf unsere Knöchel, Arme und Ellenbogen. Dann nahmen sie ein Handtuch, wickelten es um ihre Hand und rieben die Vaseline wieder ab. Wenn sich dabei abgestorbene Haut ablöste, wurden wir mit einem dicken Stock geschlagen. Das tat verdammt weh. Dann wurden wir zurückgeschickt, um uns erneut zu waschen. Wir rieben uns die Haut wund, um keine Schläge mehr zu bekommen.

In der ersten Nacht kam eine junge indigene Schülerin und brachte mich in den Mädchenschlafsaal. Betty und Pauline klammerten sich immer noch aneinander und weinten. Ich wäre fast wieder zusammengebrochen. Irgendwie schaffte ich es, stark zu bleiben und die beiden zu trösten. Ich sagte ihnen, dass sie mich schlagen würden, wenn sie nicht aufhörten zu weinen, und das funktionierte.

Später wurden wir angewiesen, die kleineren Kinder zu waschen. Wenn nach dem Waschen bei ihnen abgestorbene Haut gefunden wurde, bekamen wir die Prügel. Die Oberinnen machten uns klar,

dass sie uns von innen heraus für schmutzig hielten. Sie machten uns klar, dass sie uns hassten. Mit jedem Blick, mit jedem grausamen Wort setzten sie einen Krieg fort, den unsere Vorfahren führen mussten, seit die Vorfahren der Oberinnen 1492 hier gelandet waren.

Das Geräusch des Schlagstocks, mit dem die Jungen verprügelt wurden, und ihre Schmerzensschreie gehen mir immer noch unter die Haut, wenn ich im Fernsehen oder auf einem Foto sehe, wie jemand ein Kind schlägt.

Als ich älter wurde, zwangen die Oberinnen mich, die kleinen Kinder zu schrubben. Ein kleiner Junge namens Weiße Wolke hatte zarte Haut und weinte, also schrubbte ich ihn nicht so fest, wie sie es mir sagten. Sie fanden aber abgestorbene Haut bei ihm und schlugen mich. Ich musste ihn noch einmal

Wir sprachen unsere Sprache. Wir sangen unsere Lieder. Und im Geheimen haben wir auch in unseren Sprachen gebetet. Wir nannten uns die »Resisters«, nach der berühmten französischen Résistance.

Ich glaube, ich habe meinen Hass und meine Wut mein ganzes Leben lang verborgen. Als Kind war es für mich unmöglich, damit klarzukommen. Aber ich habe gelernt, mit ihren Dämonen umzugehen. Das musste ich auch, denn ich war fest entschlossen, nie einer von denen zu werden. Ich habe mich nie größer gefühlt, wenn ich anderen wehgetan habe. Ich lebe das Erbe meiner Großmutter, nicht das, was mir in Wahpeton eingeblutet wurde.

Im Keller gab es eine Gefängniszelle. In meinem letzten Jahr in Wahpeton wurde sie als Lagerraum genutzt. Ich sah sie, weil ich einmal einen kaputten Stuhl

von den weinenden Geistern dieser toten Kinder.

Irgendwann hörten wir, Eisenhower habe angeordnet, die Misshandlung von Indianerkindern einzustellen. Es dauerte ein paar Jahre, bis das Gesetz in Kraft trat. Für uns kam es sowieso zu spät – wenn es überhaupt jemals umgesetzt wurde. Das Heimpersonal war schließlich daran gewöhnt, den wehrlosen Kindern die Scheiße aus dem Leib zu prügeln.

Ich habe oft mit Dennis Banks und anderen Männern zusammengesessen und über unsere Zeit in Wahpeton gesprochen. Niemand fiel etwas Erfreuliches aus diesen Jahren ein. In unseren Erinnerungen waren diese prägenden Jahre, in denen wir so verletzlich waren, hart und brutal. Aber eines haben uns diese schrecklichen Orte gelehrt, an die ihr

Leonard Peltier ist seit seiner Jugend Aktivist des American Indian Movement (AIM) und seit 46 Jahren politischer Gefangener der US-Regierung, verurteilt zu zweimal lebenslänglich wegen Mordes an zwei FBI-Beamten. Er hat immer betont, nicht für ihren Tod verantwortlich zu sein. Seit Jahrzehnten fordert eine weltweite Solidaritätsbewegung die Freilassung des Bürgerrechtlers.

Die frühere Wahpeton Indian School, gelegen südlich von Fargo (North Dakota) wurde 1904 per Gesetz unter US-Präsident Theodore Roosevelt gegründet. Sie unterstand dem Bureau of Indian Affairs (BIA), einer Abteilung des US-Innenministeriums, beschäftigte aber wie das parallele System römisch-katholischer Internate auch kirchliches Personal. Seit 1993 wird das frühere staatliche Umerziehungsinstitut von indigenen Körperschaften geführt und heißt heute Circle of Nations Wahpeton Indian School.

Der von Peltier erwähnte Dennis Banks (1937–2017) war wie er Mitbegründer des AIM. Im Alter von fünf Jahren seiner Familie entrissen, wurde er in mehrere Internate geschickt, darunter die Wahpeton Indian School, um ihm seine Ojibwa (Chippewa)-Kultur, Sprache und Identität auszutreiben.

Den Herausgebern von Native News Online wurde die Authentizität des Originaltextes von Peltiers Anwalt Kevin Sharp bestätigt.

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch: Jürgen Heiser



Seit 46 Jahren im Knast: Leonard Peltier

schrubben, mit einer steifen Bürste, wie wir sie zum Schrubben des Fußbodens verwendeten, nur kleiner. Ich war wütend und schrubbte, bis er anfang zu bluten.

Wie kann ein Mensch mit diesen Erinnerungen leben?

Die Zeit verging, und ich lag jede Nacht in meinem Bett und hörte das Weinen und Wimmern der anderen Kinder. So viele Tränen und so viel Angst! Die größeren Kinder versuchten, die kleinen zu beruhigen, und sagten ihnen, dass die Oberin kommen und sie schlagen würde, wenn sie nicht aufhörten.

Einige der älteren Jungen sagten uns, dass sie uns Angst einjagen wollten, damit wir uns unterordnen, aber bei einigen von uns verwandelte sich der Schmerz in Hass, und das machte uns rebellisch.

dorthin bringen musste. Ich überlegte, was Kinder wohl in der Vergangenheit in dieser Gefängniszelle durchgemacht haben mussten. Von anderen hörte ich, dass einige Kinder Selbstmord begangen hatten und irgendwo auf dem Gelände verscharrt worden waren. Wir wollten aber gar nicht wissen, wo sich dieser heilige Boden befand, also haben wir nie versucht, ihn zu finden. Ich gebe zu, ich hatte schreckliche Angst.

Was wäre wohl schlimmer – angeschrien und verprügelt zu werden oder dort begraben zu sein?

Einige von uns hörten nachts Phantomschreie. Von verlorenen Kindern, so schwer misshandelt, dass sie sich das Leben nahmen. Nicht alle von uns wollten daran glauben, die Schreie kämen

Weißens verschleppt habt: Wir sind Überlebenskünstler.

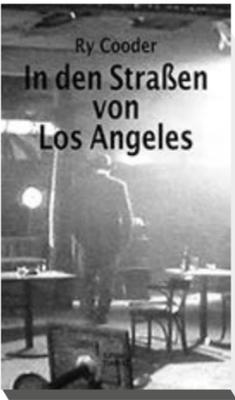
Und wir haben mit unversehrten Herzen überlebt.

Man darf Menschen nicht so schlecht behandeln. Ich kann als Mensch nur wachsen, wenn ich auch meinen Nächsten helfe zu wachsen. Trotz all der Schläge glaube ich immer noch fest daran. Es ist ein Gesetz, wie in der Physik, und es ist wahr. Man kommt nicht weiter, wenn man gemein zu anderen ist und ihre Gefühle missachtet, insbesondere die der Schwächsten. Ich bin beiden Arten von Menschen begegnet und von der üblen Sorte mehr als mir lieb war. Ich weiß, dass ich recht habe. Ich kann als Mensch nur wachsen, wenn ich auch meinen Nächsten helfe zu wachsen.

Uwe ■ Von Rattelschneck



Unter den Einsenderinnen und Einsendern des richtigen Lösungsworts bis kommenden Mittwoch an *junge Welt*, Torstr. 6, 10119 Berlin, per E-Mail an redaktion@jungewelt.de oder jungewelt.de/wochenendaetsel verlosen wir zweimal das Buch:



»In den Straßen von Los Angeles«, einen Band mit Erzählungen von Ry Cooder, erschienen im Verlag Tiamat.

Das Buch »Der letzte Bus nach Woodstock«, einen Kriminalroman von Colin Dexter, erschienen im Unionsverlag Zürich, haben gewonnen: Jeanette Werner aus Berlin und Lothar Knatz aus Nienburg (Weser).

Teilnahmebedingungen: Ihre Daten werden ausschließlich zur Bearbeitung der Verlosung genutzt. Sie werden nach einer Woche wieder gelöscht, die der Gewinner nach drei Monaten. Mit der Teilnahme erklären Sie sich im Falle eines Gewinnes mit der Veröffentlichung Ihres Namens und Wohnortes in der Tageszeitung *junge Welt* (Print- und Onlineausgabe) einverstanden. Bitte beachten Sie, dass Prämien nur verschickt werden können, wenn eine Postadresse angegeben ist. In Ausnahmefällen kann eine Prämie nicht mehr verfügbar sein. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

tragbar	Herrenbekleidung	Warenaufkleber	französische Käseart	dt. Aktionskünstler, † 1986	Bestie	Querhölzer der Leiter	gerade eben	Künstlerwerkstatt	Vorsilbe	robust, standfest	Passionsspielort in Tirol	langer Spieß	Meeresstrand
	2		14			Unterbrechung				Stufen-gang			
EU-Gaswächterin (Ursula)	Schüler des Apostels Paulus				breiter Halskragen (17. Jh.)	ländlich		19			Ablage-gestein		moderne orientalische Musik
		11		Korn einbringen	Lichtspieltheater		handeln			betriebsam	ein Kartenspiel		
Übung, Vorarbeit	Türke		kleiner, starker Kaffee				Pflanzenhalme			Küsten-saum in Italien		15	
Hilfe, Unterstützung	Loch in der Nadel			Heilbe-handlung		franz. Schau-spielerin, † 2017	Kurz-schrift-zeichen				englische Graf-schaft		Abk.: außer Dienst
		16		kaufm.: zum Nennwert	Binde-wort (je ...)				Bereiche des Bahn-hofs	Wohn-zimmer			
	Staat in Süd-amerika		balkon-artiger Vorbau			17	Händler von Diebes-gut		Nutz-pflanze			3	CDU-Vielflieger (Friedrich)
östr. Maler, † 1918 (Gustav)	Autor von 'Masse Mensch'	Start-phase	Perl-mutt-kugel		raum-sparend ver-packen	Bürger-geld-Zahler (Hubertus)				außerge-wöhnlich, verrückt			Hoch-gebirge im Iran
Benzin nachfüllen				Zauberer in der Artus-sage	klingeln					an-ständig, korrekt			Ort bei Gent
englisch: eins		"Uns" Uwe	Schach-begriff			englisches Fürwort: sie		Männer-name		Irrtum			10
inneres Hohlorgan	eine Comic-figur					Stadt an der Weißen Elster	literari-sche Abhand-lung				8	römi-scher Gott des Meeres	engl. Abk.: Raster Image
			Fremd-wortteil: drei		kapabel, in der Lage	Stil-richtung in der Kunst				Teil der Kirche	ledig-lich		Familie in 'Dallas'
Milchorgan beim Rind			Kohle-produkt, Goudron	Teil eines Füllers			7	Film-dreh-buch		Schlag-ader			4
	finden wollen		größter Saturn-mond			auf-wärts	großer Raum				alt-röm. Göttin der Ernte		britische Insel
östr. Fernseh-anstalt (Abk.)	West-belgier	chemi-sches Element			Nach-bildung	Pleite, Konkurs					Initialen des Dichters Ibsen	ital. Tonsilbe	
Diele, Korridor			Zeitungswesen	besitz-anzeigendes Fürwort		deutsche TV-Anstalt (Abk.)		Schienenweg		men-schen-freundlich			
ein Raben-vogel	Bank-buchung	Erst-auf-führung				reich an Frucht-flüssig-keit		Wett-kampf-vorbereitung					
	13		ugs.: sehr viele		Haupt-stadt der Fidschi-inseln	Abdruck von Rädern							
Wohnungs-pächter		1		Zigarren-sorten	Speisen-beilage			Glet-scher-geröll-ablage					
			Rufname Furlers, † 2000	Kalif von Bagdad, † 809 (al Raschid)		Ein-nahme		Initialen der Schell					
weil	Hügel auf einer Hallig	Bewoh-ner eines Erdteils			dt. Komponist, † 1693	mora-lische Gesinnung				9			
Ver-letzung			12	poetisch: Hauch	beruf-liche Lauf-bahn				6	Ausruf d. Gering-schät-zung	eng-lischer Gasthof		
		Leucht-diode (Abk.)	Wasser-stelle in der Wüste		Arbeits-losgeld (Abk.)	Film von Steven Spiel-berg	Kfz-K. Bamberg	in der Nähe von					
leichter Luft-strom	Porsche-Lobbyist (Christian)												
aufge-brühtes Heiß-getränk		japa-nische Währung		reicher Genießer									
Autor von 'Jim Knopf' †			schwäbi-sches Nudel-gericht										

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----

Cooler Wampe ■ Von Maxi Wunder

Odessa-Salat

Wenn diese Geschöpfe nicht in Gewässern zu Hause wären, sondern zu Lande, würde ich beim bloßen Anblick Reißaus nehmen und sie schon aus Ekel am Leben lassen.

Eines der berühmtesten Bauwerke der Welt ist die 142 Meter lange Potemkinsche Treppe in Odessa, sie verbindet den Hafen mit der Altstadt. Die zwischen 1837 und 1841 nach Plänen des Architekten Francesco Boffo im 30-Grad-Winkel errichtete Freitreppe ist mit ihrer Verjüngung nach oben auf perspektivische Wirkung angelegt. Unvergessen ist sie als Schauplatz eines Massakers gegen Aufständische in Sergej Eisensteins Film »Panzerkreuzer Potemkin« (1925): Schüsse, Kosakenstiefel, Leichen überall. Ein Kinderwagen mit Baby rattert wirkungsvoll die Stufen hinunter. Die Handlung lehnt sich an ein tatsächliches Ereignis des russischen Revolutionsjahres 1905 an: die Meuterei der Besatzung des russischen Kriegsschiffs Knjas Potjomkin Tawritscheski gegen ihre zaristischen

Offiziere. Auslöser waren Maden im Suppenfleisch. Es gibt ja Leute, denen wäre das gar nicht aufgefallen, die essen sowieso gerne Würmer, insbesondere Meerestiere, sogenannte »Shrimps«, zu deutsch »Geißelgarnelen«. Hier eine Beschreibung der Minimonster: »Garnelen haben einen langgestreckten, mehr oder weniger zylindrischen und seitlich leicht zusammengedrückten Körper mit dünner Schale. Sie tragen lange Antennen (>Fühler; die 2. Antenne besitzt an der Basis eine große Schuppe: Exopodit) und haben lediglich zierliche Greiforgane (>Scheren); die Beine im hinteren Abschnitt des Körpers sind zu Schwimmorganen umgebildet. Der Kopf trägt meist einen nach vorne gerichteten, langgestreckten Fortsatz, das Rostrum.« Was Wikipedia verschweigt: Die Viecher haben auf ihrem

»Rostrum« auch zwei kleine schwarze Knopfaugen. Ich sag's mal so: Wenn diese Geschöpfe nicht in Gewässern zu Hause wären, sondern zu Lande, würde ich beim bloßen Anblick Reißaus nehmen und sie schon aus Ekel am Leben lassen. Aber bitte schön, hier für Unerschrockene rosa Würmer mit Mayo: Odessa-Salat: Eine Salatgurke längs halbieren, mit einem Löffel die Kerne entfernen und in kleine Stückchen schneiden. Drei grüne Kiwis ebenfalls klein würfeln, 400 g Krabben bzw. Scampi bzw. Shrimps abspülen (ohne Kopf und Schale). Alles in eine Schüssel geben. Für die Sauce einen Becher saure Sahne mit zwei EL Mayonnaise, dem Saft einer halben Zitrone sowie frischem Schnittlauch und Dill verrühren. Mit Salz

und Pfeffer abschmecken. Die Sauce über die Gurken-Kiwi-Shrimps-Mischung geben und alles gut durchmischen. Dazu Baguette reichen und Weißwein. Wird es von Eisensteins Meisterwerk nach fast 100 Jahren ein Sequel geben, einen Fortsetzungsfilm? Mit Bildern aus Odessa vom 2. Mai 2014 könnte man an die Schlüsselszene anknüpfen: Wieder liegen Menschen ermordet auf Treppen, diesmal auf denen des Gewerkschaftshauses, in dem prorussische Demonstranten Schutz vor Faschisten und Hooligans gesucht hatten. Die aber setzen das Haus mit Molotowcocktails in Brand. 46 Menschen finden den Tod, 214 werden verletzt, davon 27 schwer. »Viele von uns kamen durch Revolution zur Kunst. Jeder von uns ruft durch die Kunst zur Revolution auf.« (Sergej Eisenstein, 1933)